

Zürich

Sie findet für jedes Paar die passenden Spermien

Besuch in der Samenbank Brigitta Moser wählt den Samenspender für Paare mit Kinderwunsch aus. Das Gesetz lässt dabei einiges offen. Insbesondere, seit auch Frauenpaare Zugang zur Spende haben.

Alice Britschgi

Brigitta Moser hat den Schwiegermutterblick.

Das jedenfalls sagt Reproduktionsmediziner Peter Fehr, Leiter des Kinderwunschzentrums OVA IVF Clinic Zurich im Kreis 5, über seine langjährige Angestellte. Die biomedizinische Analytikerin prüfe jeden Samenspender, als wäre er ihr eigener Schwiegersohn.

In der Kinderwunschklinik an der Hardturmstrasse ist Moser verantwortlich für das Spenderprogramm. Sie begleitet die Samenspender durch den Prozess, verwaltet die Samenbank und wählt den passenden Spender für Paare mit Kinderwunsch. Die Spenderbank ist die einzige im Kanton Zürich und schweizweit eine von acht. Mit 59 Spendern ist sie zudem eine der grössten Europas.



Peter Fehr, Leiter des Kinderwunschzentrums.

«Ich habe ein sehr gutes, fotografisches Gedächtnis», sagt Brigitta Moser. «Meist schaue ich als ersten Schritt der Auswahl den erziehenden Vater an und überlege, welcher Samenspender mir spontan in den Sinn kommt.»

Steigende Nachfrage

Es ist Montagmorgen. Draussen streicht ein kalter Wind um die Betonfassaden. In der Klinik ist es ruhig. Futuristisch anmutende Kabinen teilen den Raum in Wartebereiche. Auf der Toilette riecht es nach Shampoo, nach frisch geduscht. Fast könnte man meinen, man sei in einem Spa gelandet. Doch hier geht es nicht um Entspannung. Hier geht es um Zukunft – um Familienplanung.

Seit dem 1. Juli 2022 gilt in der Schweiz die Ehe für alle. Damit haben auch Frauenpaare Zugang zur gesetzlich geregelten Samenspende. In den letzten zehn Jahren kam das Kinderwunschzentrum mit 45 Spendern aus. Innerhalb von sechs Monaten hat die Samenbank wegen der steigenden Nachfrage um 14 Spender aufgestockt. «Ich schätze, dass sich der Bedarf an Spendersamen durch die Frauenpaare in den nächsten zwei Jahren verdoppeln wird», sagt Klinikleiter Peter Fehr.

Der Gynäkologe gründete das Kinderwunschzentrum 1994 in Schaffhausen. 2013 siedelte die Klinik nach Zürich um. Mithilfe von Spendersamen haben Peter Fehr und sein Team in den letzten dreissig Jahren rund 1300 Kinder gezeugt – einen Grossteil davon im vierten Stock eines Bürohauses mitten im Industriequartier.

In der Schweiz regelt das Fortpflanzungsmedizingesetz die Sa-



Seit langem in der Fortpflanzungsmedizin: Die biomedizinische Analytikerin Brigitta Moser. Fotos: Urs Jaudas

menspende. Die anonyme Spende ist seit 2001 verboten. Kinder, die durch Spendersamen gezeugt werden, haben mit 18 Jahren das Recht, zu erfahren, wer ihr Erzeuger ist. Von einem Spender dürfen nicht mehr als acht Kinder gezeugt werden. Und: Im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern dürfen Paare in der Schweiz ihren Spender nicht auswählen. Informiert sich ihr volljähriges Kind nicht selbst beim Bund, erfahren die Eltern nie, wer ihnen zum Nachwuchs verholfen hat.

Auch Brigitta Moser hat bei der Auswahl der Spender keine freie Hand. Das Gesetz legt fest: «Bei der Auswahl gespendeter Samenzellen dürfen nur die Blutgruppe und die Ähnlichkeit der äusseren Erscheinung des Spenders mit

«Wir suchen den Spender aus – und der ist es dann.»

Peter Fehr
Leiter des Kinderwunschzentrums OVA IVF Clinic Zurich

dem Mann, zu dem ein Kindesverhältnis begründet werden soll, berücksichtigt werden.»

Was aber, wenn die künftigen Eltern zwei Frauen sind? Wenn es keinen Mann gibt?

Derselbe Spender?

Bei Frauenpaaren ist die Lage kompliziert. Zu einer zweiten Mutter steht nichts im Gesetz. Auf Anfrage heisst es bei der Gesundheitsdirektion Zürich: Der Gesetzestext solle analog auf gleichgeschlechtliche Paare angewendet werden. Falls erwünscht, kann das Aussehen des Spenders also mit der Co-Mutter, die das Kind nicht austrägt, gematcht werden.

In der Praxis ergebe das jedoch nicht immer Sinn, sagt Peter Fehr. Denn bei Frauenpaaren komme

es vor, dass beide Mütter ein Kind vom selben Spender austragen wollten. Den Spender nur mit einer der beiden Co-Mütter zu matchen, ergebe dann keinen Sinn. «So weit hat der Gesetzgeber nicht gedacht», sagt Fehr.

In Absprache mit Bettina Bally, der stellvertretenden Kantonsärztin, habe man deshalb entschieden, dass die Frauenpaare den Phänotyp des Spenders, also sein äusseres Erscheinungsbild, selbst auswählen dürfen. Was jedoch zu tun wäre, wenn ein Frauenpaar einen Phänotyp wünschen würde, der weder der einen noch der anderen Mutter ähnlich sieht – einen Spender mit einem anderen ethnischen Hintergrund beispielsweise –, das wissen weder Bally noch Fehr. «Einen solchen Fall müssten wir gemeinsam besprechen», sagt die stellvertretende Kantonsärztin.

Eine weitere Besonderheit bei Frauenpaaren ist ihre Community. Viele von ihnen sind gut untereinander vernetzt. Manche Paare fragen Peter Fehr, ob es möglich sei, dass andere Paare im Freundeskreis denselben Spender bekämen und dann Halbgeschwister ihrer Kinder austragen würden. «Eine berechtigte Sorge», wie der Reproduktionsmediziner sagt. Ganz ausschliessen könne man das nicht. Doch seit die Thematik bekannt ist, achtet Brigitta Moser im Labor auch darauf.

Auch bei heterosexuellen Paaren ist die Lage komplexer, als es das Gesetz suggeriert.

Gespräche und Tests

Die Klinik rekrutiert ihre Spender über eine Website und über Mundpropaganda. Die Männer müssen zwischen 20 und 40 Jahre alt sein, über eine abgeschlossene Berufsausbildung verfügen oder an einer Hochschule studieren. Peter Fehr will so sicherstellen, dass die Spender voll im Leben stehen und sich der Tragweite ihrer Handlung bewusst sind.

Nach Blut-, Genetik- und Spermientests klärt der Mediziner die Männer vor Ort über die rechtliche Lage und das weitere Vorgehen auf. «Mit dem persönlichen Kennenlernen der Spender übernehmen wir auch eine soziale Funktion für die späteren Eltern», sagt Peter Fehr. Er spricht mit den Spendern auch über ihren Beruf, ihre Hobbys, ihre Suchtgewohnheiten, ihre Ausbildung und ihre Familie.

Danach stehen für die Männer fünf bis zwölf Spendetermine an. Manchmal komme es vor, dass in einem Ejakulat zu wenig oder keine Spermien enthalten seien, sagt Brigitta Moser. Dafür verantwortlich ist meist Stress. Als Entschädigung für den Terminaufwand erhalten die Spender einen Pauschalbetrag von 2000 Franken.

Brigitta Moser hört oft die Frage, was das für Männer seien, die zum Spenden in die Klinik kämen. «Persönlich war mir vielleicht zweimal ein Spender unsympathisch», erzählt sie. In beiden Fällen sei das Spermium der Männer nicht gut genug für die Samenbank gewesen.

«Fast alle Spender sind extrovertiert», sagt Peter Fehr. Zudem handle es sich bei den meisten eher um sportliche als um musische Typen. Drei Viertel der Spender seien Akademiker. Viele auch Blutspender. «Die Männer spenden, um anderen zu helfen», sagt Moser. Einige seien bereits Väter und wollten auch anderen das Familienglück ermöglichen.

Kein perfektes System

Nicht nur die Spender, sondern auch die Paare, für die eine Samenspende infrage kommt, klärt Peter Fehr in einer Sprechstunde über den Prozess und die rechtliche Lage auf. Kürzlich habe er vor einem Paar gesessen, das ihn nach dem einstündigen Gespräch gefragt habe, was denn passiere, wenn es den vorgeschlagenen Spender ablehne. Da habe er klarstellen müssen: «Sie können weder auswählen noch ablehnen. Wir suchen den Spender aus – und der ist es dann.» Eine Kinderwunschbehandlung sei immer eine Abgabe von Kontrolle und basiere auf Vertrauen.

Zu einem grossen Teil geben die Paare diese Kontrolle an Brigitta Moser ab. Wenn für ein Paar mehr als ein Spender in Betracht kommt – weil das Aussehen und die Blutgruppe des erziehenden Vaters zu mehreren Spendern passen –, dann entscheidet die biomedizinische Analytikerin, welchen Spender sie dem Paar zuteilt. Im Zweifelsfall bespricht sie die Wahl mit Peter Fehr.

«Zum Teil ist das Matching wie Schachspielen», sagt Brigitta Moser. Sie hat die Übersicht über 2500 Röhrchen mit gespendeten Spermien. Peter Fehr sagt: «Wenn wir zwei, drei Phänotypen haben, die passen, und einer davon passt vom sozialen Hintergrund her besser, dann wäre es ja blöd, wenn wir nicht diesen nehmen würden.» Das Gesetz regelt nicht, wie der Spender gewählt werden soll, wenn mehrere passen. Von einem Graubereich zu sprechen, ginge für den Reproduktionsmediziner aber zu weit: «Das ist einfach die Verantwortung, die wir haben.» Es gebe kein perfektes System für das Matching.

Brigitta Moser sagt zum Auswahlprozess: «Wenn ein Paar einen Wunsch zum sozialen Hintergrund ausgesprochen hat, habe ich den im Kopf.» Ob sie den Wunsch im Labor berücksichtigen konnte, wird das Paar nie erfahren.

Nach all den Gesprächen und Untersuchungen, nach dem administrativen Aufwand, der komplexen Logistik und der Laborarbeit folgt ganz zum Schluss der emotionalste Moment für Brigitta Moser und Peter Fehr: der Schwangerschaftstest. Fällt er positiv aus, sind sie am Ziel. Die Kinder, die im Labor gezeugt wurden, lernen sie meist nicht kennen.